

Katie Ganshert

Unter
samtweichem
Himmel



Über die Autorin:

Katie Ganshert war Lehrerin, bis ihr der Durchbruch als Romanautorin gelang. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder. Für »Das Motel der vergessenen Träume« bekam sie in den USA einen Preis für den besten zeitgenössischen christlichen Roman des Jahres verliehen.

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96362-079-9

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2012 by Katie Ganshert

Originally published in English under the title

Wildflowers from Winter

This translation published by arrangement with WaterBrook,

an imprint of the Crown Publishing Group,

a division of Penguin Random House LLC

German edition © 2019 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Dorothee Dziewas

Umschlagbilder: © iStockphoto.com / Jasmina007

© shutterstock.com / biletskiy; Dan Lewis; luck luckyfarm

Umschlaggestaltung: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH /

Christian Heinritz

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Printed in Czech Republic

www.francke-buch.de

Für Ryan, den süßen Paketboten, der mein Mann wurde.

*

Wer hätte gedacht, was Gott mit uns vorhat,
als du das erste Päckchen geliefert hast?

Prolog

In dem Sommer, in dem ich zwölf wurde, habe ich versucht, mir das Leben zu nehmen. Jedenfalls hat der Rettungsschwimmer das dem Sanitäter erzählt und der Sanitäter den Ärzten und die Ärzte meiner Mutter. Ich leugne nicht, dass ich auf den Grund des Schwimmbeckens getaucht bin. Ich leugne nicht einmal, dass ich beschloss, dort zu bleiben. Ich verteidige nur meine Gründe. Meine Entscheidung hatte viel weniger damit zu tun, dass ich dieser Welt entfliehen wollte, als vielmehr damit, in eine andere Welt zu gelangen.

Ich finde, das sollte man mir anrechnen.

Als ich das Bewusstsein wiedererlangte und die Augen aufschlug, sah ich in zwei verschwommene Gesichter. Meine Mutter mit ihren ständig zusammengekniffenen Augenbrauen, die sich auf die geschwollene Unterlippe biss. Und Grandpa Dan – dessen Gesicht so aussah wie das meines Vaters, nur zwanzig Jahre älter. Seine schwielige Hand war durch das Krankenhaushemd auf meiner Schulter zu spüren und verankerte meinen Körper in einer Wirklichkeit, der ich nicht ins Auge sehen wollte. Allmählich erwachten meine Sinne, sodass ich das steife Laken bemerkte, das an meinen Zehen rieb, die piepsenden Monitore und den Geruch von Desinfektionsmitteln. Und ich sah einen Mann, den ich nicht kannte.

Er musterte mich über den Rand einer Bifokalbrille und tippte mit einem Stift auf sein Klemmbrett. Wann immer ich etwas sagte oder seufzte oder komisch atmete, machte er sich rätselhafte Notizen. Er hieß Dr. Nowels und hatte einen Schnurrbart in genau derselben Farbe wie die tote Maus, die ich an Ostern hinter unserem Trailer gefunden hatte.

Nachdem ich aus dem Krankenhaus entlassen worden war, bestand meine Mutter darauf, dass ich jeden Dienstag nach der Schule eine Stunde lang zu ihm ging. Ich versuchte sie davon zu

überzeugen, dass ich keinen Psychiater brauchte. Dass sie ihr Geld zum Fenster hinauswarf. Oder vielmehr Onkel Phils Geld. Aber nach dem Fiasko im Schwimmbad hatte ich alle Glaubwürdigkeit verloren.

Zu Beginn jeder Sitzung lehnte Dr. Nowels sich auf seinem Stuhl zurück, schlug das eine dünne Bein über das andere und tippte sich mit dem Stift ans Kinn. »Wie fühlst du dich heute, Bethany?«

Ich überlegte immer, was ich Kreatives sagen könnte. Irgendetwas, das ihn dazu brächte, seinen Stift hektisch über das Papier kratzen zu lassen. Aber mir fiel nie etwas ein. Also starrte ich stattdessen auf dieselbe Stelle, die ich immer anstarrte. Seine Haare. Ich glaubte keine Sekunde lang, dass diese Haare echt waren. Die ganzen sechzig Minuten, während er mir Fragen stellte, malte ich mir aus, wie ich zu ihm gehen, die Finger in seine Haare krallen und kräftig ziehen würde. Ich war todneugierig, wie Dr. Nowels kahlköpfig aussah.

Wann immer ich das meiner Mom erzählte, biss sie sich auf die Unterlippe und bat mich, dieses Wort nicht zu benutzen – tod. Zehn Minuten, bevor unsere Sitzung zu Ende war, stellte Dr. Nowels mir jedes Mal dieselbe Frage: »Bist du bereit, darüber zu reden, warum du es getan hast, Bethany?« Es machte mich wahnsinnig, dass er jede seiner Fragen mit meinem Namen beendete.

»Ich weiß nicht, warum, Dr. Nowels«, sagte ich dann, wobei ich mich bemühte, den nervigen Tonfall seiner Stimme so gut wie möglich nachzuahmen. Manchmal sah er mich an, als hätte ich etwas sehr Tiefgründiges gesagt, und fing an zu kritzeln, während ich einen letzten prüfenden Blick auf seinen Haaransatz warf. Falls es wirklich sein Haaransatz war.

Und so liefen unsere Sitzungen ab. Ein ganzes Jahr lang.

Nicht ein einziges Mal sah ich Dr. Nowels ohne sein Toupet. Nicht ein einziges Mal erzählte er mir, was er in all den Stunden über mich aufschrieb. Und nicht ein einziges Mal erklärte ich ihm, warum ich es getan hatte.

Kapitel 1

Vielleicht war es der Winkel oder die Nähe, aber Bethany Quinn war noch nie so versucht gewesen, dem Haarteil von Jeff McKinley einen ordentlichen Schubs zu geben. Oder es wenigstens unauffällig mit dem Ellbogen zu berühren. Es half nicht, dass er einen Donut mit Puderzucker über den Zeichnungen schwenkte, an denen sie in der vergangenen Woche gearbeitet hatte, sodass eine zuckrige Schicht darauf liegen blieb. Sie packte die Rückenlehne seines Stuhls und sah über seine Schulter. »Was gefällt dir denn an meinem Entwurf nicht?«

Er wedelte weiter mit seinem Donut und fuhr mit den freien Fingern über ihre Zeichnung mit der abgehängten Deckenkonstruktion. »Er ist ein bisschen raffiniert.«

Sie ließ seinen Stuhl los und richtete sich auf. »Und?«

»Ich hatte den Eindruck, dass dieser Kunde etwas ... Praktischeres wollte.«

»Niemand hat von *praktisch* gesprochen. Was sie gesagt haben, war *billig*.«

»Das ist dasselbe.«

»Es ist kein Lagerhaus, Jeff. Wir renovieren einen von Chicagos beliebtesten Tanzsälen. Eindrucksvoll muss nicht teuer sein.«

»Wenn es gut aussehen soll, schon.« Er legte den Rest des Donuts ab und faltete die Hände hinterm Kopf. Sein Haaransatz rutschte auf der Stirn nach oben. »Wie viel Zeit haben wir noch bis zu dem Treffen?«

Bethanys Gesäßtasche vibrierte. »Wir haben die Besprechung für drei Uhr angesetzt«, sagte sie, während sie ihr Handy herauszog. Der Name ihrer Mutter stand auf dem Display. Sie runzelte die Stirn. Warum in aller Welt rief ihre Mutter sie an einem Montagmorgen um zehn Uhr an? Mom wusste doch, dass sie bei der Arbeit nicht gestört werden wollte. Bethany ließ die

Mailbox anspringen, während ihre Gedanken zu ihrem Bruder David rasten.

»Dann überleg mal, was dir bis dahin noch einfällt. Es wäre das Beste, wenn sie aus mehreren Alternativen wählen könnten, meinst du nicht?«

Sie vernahm Jeffs Worte, aber in ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken an ihren Bruder, sodass sie sich unmöglich konzentrieren konnte. David war vor drei Wochen nach Afghanistan aufgebrochen. Und jetzt rief ihre Mutter an.

»Wir können es uns im Moment nicht erlauben, einen Kunden zu verlieren. Bei all dem Gerede von Personalabbau wäre das für uns alle nicht gut.«

Bethany nickte.

»Sag mal, ist alles in Ordnung?«

»Ja. Ich ... ich muss nur kurz telefonieren.« Ihre Knie zitterten, als sie die Zeichnungen nahm und den kurzen Weg zu ihrem Schreibtisch zurückging. Sie legte die Blätter auf den Tisch und sah, dass der Anrufbeantworter ihres Bürotelefons rot blinkte. Als auch auf diesem Display die Nummer ihrer Mutter erschien, schloss Bethany die Augen und schickte einen flehentlichen Gedanken ins Weltall.

Bitte mach, dass es nichts mit David zu tun hat ...

Sie glaubte nicht an einen liebenden Gott, der Gebete erhörte, aber manchmal ertappte sie sich dabei, wie sie versuchte, mit dem Universum zu handeln – wie eine Art Bestechung, nur dass sie nichts im Gegenzug anbieten konnte. Sie hörte ihre Mailbox ab und wartete, bis die Stimme ihrer Mutter an ihr Ohr drang. »Hier ist deine Mutter, Bethany. Ruf mich bitte an.«

Sie nahm das Handy vom Ohr und starrte darauf. Das war alles? Keine Einzelheiten? Keine Andeutung, weswegen sie angerufen hatte? Kein *Hallo, Bethany, mach dir keine Sorgen; ich rufe nicht wegen deines Bruders an?*

Unklarer ging es ja wohl nicht! Die Muskeln in Bethanys Schultern verkrampften sich. Weil ihre Mutter so kurz angebunden

gewesen war, blieb ihr nichts anderes übrig, als zurückzurufen. Sie nahm das Bürotelefon, wählte Moms Nummer und spielte mit dem Deckel eines halb leeren Starbucksbechers. Der Becher kippte um, sodass lauwarme Flüssigkeit herausschwappte, über den Mahagonischreibtisch lief und ihre Zeichnungen ertränkte.

Sie sog scharf die Luft ein, stellte den Becher wieder auf und nahm dann schnell ihre Entwürfe vom Tisch. Einhändig zerrte sie mehrere Papiertaschentücher aus der Schachtel neben ihrem Computer und tupfte auf den Blättern herum. Es nützte nichts. Der verschüttete Kaffee hatte die makellos weißen Seiten in einen aufgeweichten braunen Haufen verwandelt.

»Bethany? Bist du das?«

Bethany umklammerte den Hörer mit beiden Händen. »Mom? Warum hast du angerufen? Ist was mit David?«

»Bist du bei der Arbeit?«

»Wo sollte ich denn sonst sein?«

»Es ist nur, weil Montag ist, und ich dachte ...«

»Mom, sag mir, was los ist. Geht es um David?«

Eine kurze Pause. »Nein, nein. Deinem Bruder geht es gut.«

Bethanys Anspannung löste sich. Sie sank auf ihren Stuhl und rieb sich die Nasenwurzel. Sie hasste dieses Gefühl. Sich Sorgen um ihren Bruder zu machen. Jedes Mal eine panische Angst zu bekommen, wenn ihr Telefon klingelte. Wie sollte sie das ein ganzes Jahr lang aushalten?

»Ich rufe nicht wegen David an. Es geht um Robin.«

Bei der Erwähnung dieses Namens regten sich Erinnerungsfetzen, aufgeschreckt aus einem zehnjährigen Winterschlaf. Warum in aller Welt rief Mom sie wegen Robin bei der Arbeit an?

»Hast du gehört, was ich gesagt habe?«

»Ja, habe ich.«

»Willst du nicht wissen, was los ist?«

Wenn sie *doch* sagte, würde sie sich die nächste halbe Stunde Moms Hysterie anhören müssen. Sagte sie *Nein*, würde sie den Eindruck vermitteln, herzlos zu sein. Für Ersteres hatte sie keine

Zeit, für Letzteres keine Energie, also nahm sie einen Stift und spielte mit der Pfützte, die sich ihrem Bleistiftköcher näherte, während die kurzlebige Erleichterung, dass David nichts passiert war, einem dumpfen Schmerz hinter der Stirn wich.

In der Leitung dehnte sich die Stille aus.

Sie blickte zu den Blaupausen auf ihrem Zeichenbrett hinüber. Ihr Chef wollte bis vier Uhr Einzelheiten zu dem River-Oaks-Projekt auf seinem Schreibtisch haben, Jeff McKinley mit den falschen Haaren wollte »praktische« Ideen für den Ballsaal der Stadt brainstormen, und Mom würde nicht aufgeben, bis Bethany ihr erlaubte, ihre Neuigkeiten über Robin loszuwerden, wie auch immer die aussehen mochten.

»Sie war deine beste Freundin.«

War. Vergangenheit.

»Jedes Mal, wenn ich sie sehe, fragst sie nach dir. Ob dir Chicago gefällt. Wie es bei der Arbeit läuft. Ob du glücklich bist ...«

»Natürlich bin ich glücklich.« Die Worte waren zu schnell gekommen. Klängen beinahe defensiv. Bethany massierte ihre pochenden Schläfen mit kreisförmigen Bewegungen und begleitete die unvermeidliche Frage mit einem lang gezogenen Seufzer. »Was ist mit Robin?«

Hinter ihr ertönte ein lautes Räuspern. Sie fuhr herum und sah ihren Vorgesetzten dort stehen, den Mund missbilligend gespitzt. Sie legte auf und erhob sich, während sie spürte, wie ihre Ohren warm wurden. Moms Neuigkeit würde warten müssen. »Ist alles in Ordnung?«

»Brainstorming für *First State Investments* um zehn. Hast du das vergessen?«

Ihr drehte sich der Magen um. Moms rätselhafter Anruf hatte sie aus dem Konzept gebracht. »Nein, natürlich nicht. Ich habe nur gerade mit ...«, sie befragte die Blaupausen auf ihrem Zeichentisch, »der Marketingabteilung telefoniert, wegen *River Oaks*.«

Martin grunzte und betrachtete das Durcheinander auf ihrem Schreibtisch.

Ein verlegenes Lachen entwich Bethanys Lippen. Sie trat zwischen ihn und die Kaffeepfütze und holte eine Akte aus einer ihrer Schreibtischschubladen. »Ich habe letzte Woche ein paar Ideen durchgespielt«, sagte sie und zeigte in Richtung Flur. »Ich komme gleich mit.«

Als sie den Konferenzraum betrat, strich sie ihren Rock glatt und beschloss, nicht länger an das Telefonat zu denken. Was auch immer Robin für Probleme hatte, sie würde schon allein damit fertigwerden. Bethany wüsste nicht, wie sie da helfen sollte. Robins Sorgen hatten nichts mit ihr zu tun. Nicht mehr.



Bethanys Hände zitterten, als sie einen Streifen Pfefferminzkaugummi auspackte und sich in den Mund schob. Sie zerknüllte das Papier und lehnte sich an die Motorhaube ihres Audis, während sie über den zweiten Anruf ihrer Mutter nachdachte. Ausnahmsweise hatte Mom nicht übertrieben. Sie atmete tief aus und sah zu, wie ihr gefrorener Atem wie Nebel in den Nachthimmel aufstieg.

Die Kälte stach ihr in den Ohren, während sie mit einem Fuß auf dem Asphalt des Parkplatzes hinter dem Kaufhaus wippte und die Kontur der Beileidskarte betrachtete, die in der kleinen Papiertüte steckte. »Ich denke an dich«, stand in großen geschwungenen Buchstaben vorne drauf. Innen war die Karte weiß und leer. Ein Symbol dafür, was aus ihrer Freundschaft mit Robin geworden war. Was hatte sie sich nur dabei gedacht, als sie diese Karte gekauft hatte? Was konnte sie schon schreiben, das so viel Raum füllte, wenn es doch nichts zu sagen gab?

Sie zog ihren Schlüssel aus der Handtasche und stieg in ihren Wagen. Vielleicht könnte sie zu Dominic fahren und, wenn er von der Arbeit heimkam, ihre Schuldgefühle rauslassen. Vielleicht könnte sie dadurch die Gedanken, die ihr durch den Kopf spukten, wieder loswerden und ihr inneres Gleichgewicht zu-

rückgewinnen. Sie ließ den Motor an und fuhr auf die Straße, wobei sie sich zwang, dem Nachrichtenmoderator zuzuhören, der im Radio über die schwächelnde Konjunktur sprach.

Dreißig Minuten später betrat Bethany Dominics Wohnung, aus der Licht und der Duft von chinesischem Essen drangen. Nachdem sie ihre hochhackigen Schuhe abgestreift hatte, sah sie ihn, wie er in einer Pyjamahose und mit Brille auf der Nase über den Esstisch gebeugt dasaß, umgeben von einem Stapel Papier, den halb leer gegessenen Pappkarton mit Chopsuey neben dem einen Arm und eine Schachtel Taschentücher neben dem anderen.

Sie legte ihre Handtasche auf den Tisch bei der Tür. »Bist du krank?«

Er machte Anstalten zu antworten, hustete aber stattdessen. Als der Hustenanfall nachließ, zog er ein Taschentuch aus der Schachtel und schnäuzte sich die Nase. »Nein, aber Patrick hat mich trotzdem nach Hause geschickt.« Dominic sah sie quer durchs Wohnzimmer an. »Bist du schon mit der Arbeit fertig?«

Sie warf einen Blick auf die Wanduhr. Es war halb acht. »Ich hatte einen produktiven Tag.« Das war natürlich gelogen. Aber wie sollte Dominic ihren Mangel an Konzentration verstehen, wenn sie ihn sich nicht einmal selbst erklären konnte?

Sie ging ins Wohnzimmer und ließ sich auf einen der Stühle fallen. Dann griff sie nach dem weißen Pappkarton, während Dominic eine dicke Mappe aus seinem Aktenkoffer zog und auf den schon jetzt gefährlich hohen Stapel auf dem Tisch legte.

»Das würde ich nicht essen.« Er unterdrückte ein weiteres Husten, indem er sich den Arm vor den Mund hielt, und zeigte, ohne von seinen Unterlagen aufzusehen, mit dem Kopf in Richtung Kühlschrank. »Für dich habe ich Lo Mein besorgt. Stäbchen liegen auf der Küchenzeile.«

Ihr Magen knurrte dankbar. Sie machte ihr Abendessen in der Mikrowelle warm und kehrte dann ins Wohnzimmer zurück, wo sie zu essen begann, während Dominic in dem Aktenstapel vor

ihm kramte. Nach dem fünften oder sechsten Bissen ließ Bethany die Stäbchen sinken und öffnete ihren Glückskeks.

Etwas, das du verloren hast, wird bald wieder auftauchen.

Sie rollte den weißen Zettel zusammen und schnaubte.

Dominic ignorierte sie.

»Woran arbeitest du?«, fragte sie.

»Verträge.«

»Was für Verträge?« Sie pickte einige Kekskrümel von ihrem Tischset und faltete sie in ihre Serviette. Als er nicht antwortete, rutschte sie auf ihrem Sitz herum. »Dom?«

»Was?« Die einzelne Silbe knallte auf den Tisch.

Bethany zog die Augenbrauen hoch und presste die Lippen aufeinander.

Er nahm seine Brille ab und fuhr sich mit der Hand über die Bartstoppeln an seinem Kinn. »Mensch, Bethany, ich hab zu tun.«

So viel dazu, dass sie ihm ihr Herz ausschütten könnte.

Sie griff nach seinem Pappkarton und stieß sich vom Tisch ab, wobei die Beine ihres Stuhls über den Holzboden kratzten.

Dominic stöhnte.

Sie stapfte in die Küche und ließ alle Reste in den Mülleimer fallen. Vielleicht sollte sie besser nach Hause fahren. Ausnahmsweise mal in ihrem eigenen Bett schlafen und noch einmal über das lange Gespräch nachdenken, das Dominic und sie an Thanksgiving geführt hatten – dass sie zusammenziehen könnten, wenn ihr Mietvertrag am Ende des Jahres auslief. Warum sollte sie bei ihm einziehen, wenn sie ihm nur lästig war?

Bethany schloss den Deckel der Müllpresse und ließ in der Spüle Wasser über einen Teller laufen. Wenn Erinnerungen sich doch nur auch so leicht wegwischen ließen. Wenn ein bisschen Wasser sie in den Ausguss spülen könnte. Wenn sie doch nur diese dämliche Karte schicken und diese ganze Robin-Sache zu den Akten legen könnte. Sie hatte gerade nach einem Handtuch gegriffen, als sich ein Paar starker Arme um ihre Taille legte.

Sie erstarrte.

Dominic ließ sie los. »Ach komm, Beth, sei nicht sauer.«

Wie er ihren Namen sagte, löste die Anspannung in ihrer Brust ein wenig.

»Ich ertrinke in Arbeit und fühle mich hundeeelend. Ich hasse es, krank zu sein.«

Sie verdrehte die Augen. »Ich dachte, du wärst nicht krank.«

»Ich will es nicht sein.« Er nahm ihr den Teller ab und stellte ihn in die Geschirrspülmaschine. »Du weißt doch, wie das ist.«

Sie zerknüllte das Handtuch. Vielleicht würde er ihr jetzt zuhören, wo seine Arbeit in einem anderen Zimmer lag. »Erinnerst du dich an Robin Price?«

Dominic legte die Stirn in Falten.

»Robin aus Peaks? Die mir jedes Jahr zu Weihnachten eine Karte schickt? Und zum Geburtstag und zu Ostern auch?« Ein unbehagliches Gefühl machte sich in ihr breit. Warum hatte sie nie geantwortet? Klar, die Dinge hatten sich geändert – Robin hatte sich geändert –, aber war es wirklich so schwierig, eine Karte zu schicken?

»Du weißt doch, dass ich mir so was nicht gut merken kann.«

»Sie war in der Schulzeit meine beste Freundin. Wir waren praktisch unzertrennlich.«

Er nahm ein neues Taschentuch aus der Schachtel auf der Küchenzeile und putzte sich die Nase.

»Ihr Mann hatte wohl eine Art Aneurysma und jetzt liegt er im Koma.« Bethany wartete auf eine Reaktion, aber der ausdruckslose Blick in Dominics Augen verriet ihr, dass sie vergebens wartete. Sie verschränkte die Arme und sah ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Ich kann mich nicht erinnern, dass du von ihr erzählt hast.«

»Wir haben schon länger nichts mehr miteinander zu tun.«

Er nahm ein Weinglas von der Arbeitsplatte und schob sie von der Spüle weg. »Und warum nimmst dich das dann so mit?«

»Ich weiß nicht.« Sie fuhr mit dem Finger über die Ecke der

Marmorplatte. »Ich habe nur irgendwie das Gefühl, dass ich sie besuchen sollte. Vielleicht ein paar Tage Urlaub nehmen und nach Peaks zurückgehen.«

Dominics Hände erstarrten unter dem Wasserstrahl. »Nach Peaks zurückgehen?« Er drehte sich um und sah sie an. »Ich dachte, du hasst Peaks.«

Sie lachte angesichts dieser Untertreibung.

»Schick ihr doch eine Karte oder so was.«

»Das wollte ich ja. Aber die Karten sind alle so ... ich weiß nicht. Keine passt so richtig.«

»Also, damit ich das richtig verstehe.« Er drehte das Wasser ab und schüttelte das Glas ein wenig. Tropfen spritzten auf den Rand der Spüle. »Du willst gleich mehrere deiner wertvollen Urlaubstage opfern und in eine Stadt fahren, die du hasst, nur um Zeit mit einer Frau zu verbringen, die nicht mehr deine Freundin ist?« Er nahm das Handtuch und trocknete sich die Hände daran. »Tut mir leid, Beth, aber das verstehe ich nicht.«

In ihr machte sich Frust breit. Sie wollte, dass er es verstand. Denn wenn er nicht begriff, welches Ausmaß ihre frühere Freundschaft zu Robin gehabt hatte, würden seine Versuche, sie von einer Reise nach Peaks abzuhalten, nichts nützen. Und sie brauchte dringend jemanden, der ihr die Sache ausredete. »Was wäre, wenn du hören würdest, dass Shawn was Schlimmes durchmacht? Hättest du nicht auch das Gefühl, dass du etwas mehr tun solltest, als nur eine Karte zu schicken?«

Dominic senkte das Kinn. »Shawn ist mein Bruder.«

»Ich weiß. Und Robin war wie eine Schwester für mich. So nah standen wir einander.«

»Wenn ihr so eng befreundet wart, warum ist dann der Kontakt abgerissen?«

»Das ist kompliziert.«

Er starrte sie einen Moment lang an, seine Nase so rot wie die von Rudolph, dem Rentier, dann zuckte er mit den Schultern. »Na ja, wenn du meinst, du musst das machen, dann werde ich

dich nicht davon abhalten. Du kannst nach Peaks fahren, wenn du willst.«

Sie blinzelte verdutzt. Dachte Dominic, darum ginge es ihr? Seine *Erlaubnis* einzuholen?

»Hör zu, ich muss diesen Vertragskram heute Abend noch fertig machen. Aber bleib trotzdem hier.« Er gab ihr einen Kuss auf die Wange und floh ins Esszimmer.

Sie starrte ihm hinterher, eine Hand auf der Küchenzeile, die andere in ihre Taille gestemmt, bis ihr klingelndes Telefon die Gedanken, die in ihrem Kopf kreisten, abrupt zum Stillstand brachte. Sie ging zur Wohnungstür und griff in ihre Handtasche. Zum dritten Mal an diesem Tag stand der Name ihrer Mutter auf dem Display. Bethany stöhnte. Was konnte Mom denn noch über Robin sagen?

Das Display wurde schwarz.

Sie schob das Telefon in ihren Händen hin und her und fragte sich, ob es diesmal vielleicht doch um David ging. Sobald das Handy piepste, hörte sie ihre Mailbox ab. Wenn es wieder eine uneindeutige Nachricht war, würde sie einen Schreckkrampf kriegen.

»Bethany? Ich weiß, dass wir vorhin erst miteinander gesprochen haben. Und ich will dich auch wirklich nicht stören. Aber ich habe heute Abend etwas gehört und dachte mir, das sollte ich dir sagen.«

Der übliche sorgenvolle Unterton in Moms Stimme war verschwunden, so als hätte sie ihre Worte in Bleiche getaucht und sauber geschrubbt. Bethanys Herzschlag beruhigte sich. Es konnte nichts mit David zu tun haben.

»Dan wurde vorgestern ins Krankenhaus eingeliefert. Es war wohl ein Herzinfarkt. Offenbar geht es ihm gut. In ein paar Tagen darf er nach Hause, also brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Ich wollte nur, dass du Bescheid weißt.«

Grandpa Dan? Wann hatte sie das letzte Mal mit ihrem Großvater gesprochen? Ihre Gedanken wanderten mehrere Monate

zurück bis zu dem Tag, an dem sie ihn angerufen hatte, um ihm zum Geburtstag zu gratulieren. Seine Stimme zu hören, hatte eine Menge Erinnerungen in ihr aufsteigen lassen: an das Füttern der Kälber; wie sie ihm und seinem Cousin Ray beim Heustapeln in der Scheune zugesehen hatte; seine Erklärungen, als er ihr beibrachte, wie man ein Pferd striegelte, sattelte und ritt. Jedes Mal, wenn sie ihn am Telefon hatte, überkam sie ein unerklärliches Heimweh – wie eine Wolke, die sich vor die Sonne schiebt. Jetzt lag er im Krankenhaus und dasselbe merkwürdige Gefühl kroch durch ihren Körper. Es ergab keinen Sinn. Wie konnte sie Heimweh nach einem Ort haben, den sie hasste?

Sie ließ sich auf das Ledersofa fallen und stützte die Ellbogen auf die Knie. Sie hatte ihre Gründe dafür, dass sie Mom und Robin aus dem Weg ging. Und gute Gründe dafür, warum sie nicht nach Peaks wollte. Aber Grandpa Dan? Ihn konnte sie nicht aus ihrem Leben verbannen.

Bethany schaltete ihr Handy aus und lehnte sich in die Sofakissen. Sie sehnte sich danach, diesen ätzenden Tag endlich hinter sich lassen. Aber so sehr sie es auch versuchte – ihr Gehirn wollte einfach keinen Feierabend machen. Der Gedanke, nach Peaks zu reisen, kehrte zurück, und diesmal war das drängende Gefühl stärker. Sie konnte es nicht ignorieren. So wie sie Robin und ihren Großvater nicht ignorieren konnte. Aus irgendeinem Grund wollte Peaks sie zurückhaben.

Drei Fragen drehten sich in ihrem Kopf wie ein Nachrichtenticker und hielten sie bis weit nach Mitternacht wach. Sollte sie wirklich hinfahren? Würde sie mit sich selbst leben können, wenn sie es nicht tat?

Würde sie mit sich selbst leben können, *wenn* sie es tat?

Kapitel 2

Gepflügte Felder, früher einmal voller Heu und Mais, waren mit weißen Flecken übersät und machten sich bereit für einen langen Winterschlaf. Anfang Dezember verströmte das Land immer ein Gefühl der Lethargie. Bethany gähnte, während sie über die zweispurige, gewundene Straße fuhr. In kurzen, aber regelmäßigen Abständen unterbrach eine Scheune oder ein Silo die Monotonie. Immer wenn sie an einem dieser Gebäude vorbeifuhr, die lediglich ein paar laublose Eichen als Gesellschafter hatten, stieg ein Gefühl der Einsamkeit in ihr auf. Ein Gefühl, das ihr aus ihrer Kindheit sehr vertraut war.

Bethany schüttelte die Erinnerungen ab, die in ihr aufsteigen wollten, lenkte den Wagen um eine scharfe Kurve und erblickte vor sich eine Scheune mit abblätternder Farbe, vor der drei Shetlandponys mit gesenktem Kopf an einem Trog standen. Das war die alte Farm der Masons. Und obwohl die Pferde andere waren, hatte sich nichts an der Tatsache geändert, dass dies ein Meilenstein war. Jetzt waren es nur noch fünf Minuten bis nach Peaks.

Sie atmete tief und langsam ein. Eine Woche. Eine Woche konnte sie aushalten. Sieben Tage, um ihre Pflicht zu tun, und dann wieder zurück in ihr Leben in Chicago. Während sie sich Mut zusprach, neigte sie den Kopf erst zur einen Schulter, dann zur anderen, in einem erbärmlichen Versuch, die Verspannung von der dreistündigen Fahrt zu lockern.

Der Wasserturm von Peaks wurde über einer verlassenen Scheune sichtbar. Bethanys Fuß ging vom Gas auf die Bremse, als sie an eine vertraute Kreuzung kam – die mit Jorners Gemischtwarenhandlung an der Ecke. Der Anblick des alten Kramladens hinter dem unveränderten Schild mit der Einwohnerzahl von Peaks weckte Empfindungen in ihr, die in den vergangenen zehn Jahren nicht zum Vorschein gekommen waren. Die vater-

lose Bethany aus dem Trailerpark von früher drohte wieder in Erscheinung zu treten. Sie umklammerte das Lenkrad fester und stieß dieses Mädchen zurück in die Tiefe. Das war sie nicht mehr.

Bethany bog von der Hauptstraße ab und lauschte dem Klackern des Schotters am Unterboden ihres Wagens, während sie darauf wartete, dass Dans Bauernhaus hinter einem großen Schuppen für landwirtschaftliche Fahrzeuge hervorlugte. Im Rückspiegel konnte sie zwei Border Collies sehen, die sie nicht kannte und die jetzt neben ihren Hinterrädern entlangtrotteten. Sie rutschte auf ihrem Sitz herum. Dieser Ort war wie eine Fotografie, die nicht vergilbt. Zehn Jahre lang hatte sie die Farm nicht gesehen, aber sie sah noch genauso aus wie früher. Schwarze Fensterläden vor weißer Holzvertäfelung, geblümete Vorhänge, die hinter den Fenstern im zweiten Stock zu sehen waren, der Schaukelstuhl, der auf der um das Haus herum verlaufenden Veranda Wache hielt. Selbst der Reifen, den Dan für David und sie aufgehängt hatte, hing noch von einem Ast der Ulme vor dem Haus. Auch wenn der Zahn der Zeit an allem anderen genagt hatte, war dieser Hof seinen Fängen irgendwie entronnen.

Sie hielt neben einem schwarzen Ford Ranger, der den Platz einnahm, auf dem sonst immer Dans rostiger Pick-up gestanden hatte, und stieg aus ihrem Wagen. Neben ihr summte und zischte ein verdreckter Ford Bronco mit einem Kühlergrill, auf dem jede Menge Insekten klebten. Offenbar hatte der Besitzer den Motor gerade erst ausgestellt.

Unbehagen machte sich in ihr breit. Als sie Dan gestern angerufen hatte, war nicht von irgendwelchen Besuchern die Rede gewesen. Sie hatte gehofft, sie würde mit Dan allein sein, während sie in Peaks war. Sie hatte nicht den Wunsch, alte Bekannte wiederzusehen.

Die Hunde folgten ihr, als sie ihren Koffer über den unebenen Boden zog. Sie stieg die Stufen zur Veranda hinauf, wischte sich nacheinander die Hände an ihrer Jeans ab und hob dann die Faust. Bevor sie klopfen konnte, wurde die Tür aufgerissen. Ein

Mann erschien im Türrahmen und blickte über die Schulter zurück ins Haus.

Bethanys Muskeln zuckten wie bei einem heftigen Schluckauf. Ihre Hand fuhr zu dem Koffer, für den Fall, dass der Mann herausgestürzt kam, ohne sie zu sehen.

Der Fremde drehte sich um und wich schnell einen Schritt zurück.

»Wer sind Sie?«, fragten sie beide gleichzeitig. Seine tiefe Stimme übertönte ihre Überraschte.

Er blickte auf ihr Gepäck hinunter und sah dann wieder Bethany an. Sein Kinn war voller Bartstoppeln und er hatte dunkle Ringe unter den Augen. Der Mann sah aus, als könnte er drei Wochen Schlaf am Stück gebrauchen, gefolgt von einem langen Nickerchen. Und selbst dann würde er wahrscheinlich noch erschöpft aussehen. Sie blinzelte, um sich wieder zu konzentrieren, und streckte dann die Hand aus. »Ich bin Bethany. Dans Enkelin.«

In den Augen des Mannes flackerte etwas auf, dann war sein Blick wieder ruhig. »Es gibt Sie also wirklich. Sieh mal einer an.«

Sie straffte die Schultern und wollte ihre Hand zurückziehen, aber da hatte er sie schon mit seinen schwieligen Händen umfasst. »Und wie heißen Sie?«, fragte sie.

»Evan. Ich führe den Hof.«

Der Name kam ihr bekannt vor. Dan musste ihn bei einem ihrer Telefonate erwähnt haben, aber sie konnte sich nicht daran erinnern.

Jetzt verschränkte Evan die Arme und lehnte sich an den Türrahmen. »Dan spricht viel von Ihnen und Ihrem Bruder. Aber seit ich hier arbeite, habe ich weder Sie noch ihn jemals zu Gesicht bekommen.«

»David ist in Afghanistan.«

»Und Sie sind in Chicago. Wo Sie als erfolgreiche Architektin arbeiten.«

Sie verlagerte ihr Gewicht auf ihre Fersen, um etwas mehr auf Abstand zu ihm zu gehen. Es gefiel ihr nicht, dass dieser Frem-

de Dinge über sie wusste, während sie von ihm überhaupt nichts wusste. Und sein Tonfall missfiel ihr ebenfalls.

»Was führt Sie denn nach Peaks zurück?«, fragte er jetzt.

»Dan hatte einen Herzinfarkt.«

Er kratzte sich am Kinn und musterte sie, so als wisse er nicht, ob er ihr glauben sollte.

»Es ist übrigens kalt hier draußen.«

Er deutete mit einer Handbewegung in Richtung Hausflur.
»Klar, kommen Sie rein.«

»Danke für die großzügige Erlaubnis«, murmelte sie und zog an ihrem Koffer.

»Es bringt ihn um.«

Bethany blieb stehen. »Sein Herz?«

»Nein.« Evan streckte die Hand aus, um ihr zu helfen, aber sie ließ den Griff nicht los. Immerhin hatte sie nicht um seine Hilfe gebeten. Doch obwohl sie sich weigerte, den Koffer herzugeben, hob er ihn mit einer mühelosen Bewegung über die Schwelle.
»Das Ausruhen. Er will die Anweisungen des Arztes nicht befolgen. Gestern habe ich ihn dabei erwischt, wie er versucht hat, das Futter für die Rinder zu tragen, und diese Eimer sind nicht gerade leicht.«

»Glauben die Ärzte, dass er wieder ganz gesund wird?«

»Er ist fünfundsiebzig. Er hat zu hohen Blutdruck und noch höhere Cholesterinwerte.«

»Der Hof hält ihn doch in Bewegung, oder?«

»Der Hof hat ihn auch jeden Tag seines Lebens, seit er klein war, mit Fleisch und Kartoffeln versorgt. Nicht so toll für die Arterien.« Evan musste gemerkt haben, dass sie etwas sagen wollte, denn bevor sie die Worte herausbrachte, hob er die Hände. »Keine Angst. Dan muss sich nur erholen und weniger Speck essen, das ist alles. Die Ärzte sagen, er kann noch zwanzig Jahre leben.«

Er kann. Das heißt, sicher ist das nicht. Aber Bethany verkniff sich die Bemerkung.

»Und er wird hier gut versorgt. Also, wenn dieses« – er wedel-

te mit der Hand durch die Luft –, »neu erwachte Pflichtgefühl mit Ihren Plänen kollidiert, können Sie ohne Schuldgefühle nach Chicago zurückfahren.«

Sie starrte ihn mit offenem Mund an, aber bevor sie ihre Gedanken in Worte fassen konnte, trat Evan auf die Veranda hinaus und nickte ihr zu. »War mir ein Vergnügen.«

Er stieß einen scharfen Pfiff aus. Augenblicklich kamen die zwei Border Collies, die irgendwo hinter dem Haus unterwegs gewesen waren, angerannt und gesellten sich zu ihm. Er stieg in keinen der beiden Wagen. Stattdessen ging er in Richtung Weide. Auf dem Weg dorthin schlug er mit der flachen Hand auf ihren Audi.

»Schöner Wagen«, rief er über die Schulter zurück.

Die Belustigung in seiner Stimme entging ihr nicht.



Die Treppe knarrte unter Bethanys Schritten. Immer, wenn sie als Kind diese verzogene Holzterrasse hinaufgeschlichen war, hatte sie sich vorgestellt, dass sie in eine geheime Höhle ging. David und sie hatten die Stufen erklommen und sich in einem Fach im Wandschrank ihres Großvaters versteckt. Sie hatten in der Ecke gekauert und mit ihren Taschenlampen helle, tanzende Kreise auf die von Spinnweben überzogenen Wände gemalt. Als Erwachsene hatte sie jetzt das gleiche Gefühl. Nur wusste sie diesmal, dass im zweiten Stock nichts Geheimnisvolles auf sie wartete.

Nur Grandpa Dan.

Ihre Kehle war wie zugeschnürt, als sie den schmalen Flur hinunterging, vorbei an der sich ablösenden Tapete mit dem Rosenmuster, und durch den schmalen Spalt der nur leicht geöffneten Tür spähte. Dan lag im Bett, gestützt von einigen Kissen, und zappte durch stumm gestellte Fernsender. Silber kroch seine Schläfen empor und überzog sein früher dunkelbraunes Haar mit einem glänzenden Grau. Das schwache Sonnenlicht ließ sein

Profil hervortreten, und sie sah dieselbe markante Nase, dasselbe gespaltene Kinn und dieselbe breite Stirn, die sie aus ihrer Kindheit in Erinnerung hatte. Erst als sie seinen Arm sah, schnappte sie nach Luft. Früher war er stark und sonnengebräunt gewesen, aber jetzt wirkte er kraftlos und blass, schlaff anstatt straff.

Sanft klopfte sie mit den Fingerknöcheln an den Türrahmen. Das Geräusch musste seine Aufmerksamkeit erregt haben, denn er wandte sich vom Fernseher ab. Seine Augen flackerten auf, dann blinzelte er mehrmals. Er schüttelte den Kopf, als wäre sie womöglich nur eine Erscheinung. Dann verzog sich sein Gesicht zu einem Grinsen – einem Grinsen, das bis zum Haaransatz reichte.

»Bethany.«

Nur ihr Name. Sonst nichts. Aber in diesen drei Silben lag eine Flut unausgesprochener Gefühle. Freude. Liebe. Erleichterung. Einladung.

All die Angst in ihrer Brust – die Sorge, dass zehn Jahre Vernachlässigung ihr Wiedersehen trüben würden – verwandelte sich in das überwältigende Bedürfnis, bei ihm zu sitzen, die Hand auf sein stetig pochendes Herz zu legen. Sich davon zu überzeugen, dass er gesund und munter war. Sie eilte zu ihm, nahm seine Hand und atmete den vertrauten Geruch von Tabak und Pfefferminz ein.

Zu Hause.

Er drückte ihre Hand. »Du bist es wirklich.«

»Ich bin es wirklich«, erwiderte sie.

Sie betrachtete ihn einen Moment lang liebevoll und registrierte all die Dinge, die sich verändert oder auch nicht verändert hatten. Obwohl neue Falten seine blassen Züge zierten, war er immer noch ihr Grandpa Dan.

»Wie geht es dir in Chicago?«

»Super.« Die automatische Antwort war heraus, bevor sie groß darüber nachgedacht hatte, blieb ihr aber im Nachhinein fast im Hals stecken. War wirklich alles super? Sie war Architektin

geworden, um Museen und Hotels und Wolkenkratzer zu entwerfen. Nicht um heruntergekommene Gebäude etwas weniger heruntergekommen aussehen zu lassen. Doch sie schüttelte den Pessimismus ab. Schließlich war sie erst achtundzwanzig. Mit ein bisschen Zeit und fleißiger Arbeit würde sie ihr Ziel erreichen. »Wie geht es dir? Sagen die Ärzte ...«

Dan machte eine abwehrende Handbewegung. »Mir geht es gut. Hab eine Konstitution wie ein Pferd. Wenn Evan nicht wäre, würde ich jetzt rausgehen und meinen Traktor reparieren.«

»Grandpa.« Sie senkte den Kopf ein wenig und sah ihn eindringlich an. »Du hattest einen Herzinfarkt.«

Er legte eine Hand auf seinen Brustkorb. »Dem Herzen geht es gut. Gott wollte sich nur mal melden. Und mich daran erinnern, dass ich nicht alles für selbstverständlich halten soll.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob mir seine Methode, sich zu melden, gefällt.«

Dan lachte. »Bist du deshalb zurückgekommen? Um dafür zu sorgen, dass ich mich benehme?«

»Ich wollte dich sehen. Mich ein paar Tage um dich kümmern.«

»Und dafür liebe ich dich, Bethany. Wirklich. Aber ich brauche niemanden, der sich um mich kümmert.« Er tätschelte ihre Hand. »Du kannst so lange bleiben, wie du magst. Aber als Gast. Nicht als meine Krankenschwester.«

»Ich habe mir nicht eine Woche freigenommen, um hier herumzusitzen und anderen zur Last zu fallen. Ich kann putzen. Oder dir Gesellschaft leisten, während du ans Bett gefesselt bist.« Beinahe hätte sie gelacht, als sie die sorgenvollen Falten auf seiner Stirn sah – als wäre sie diejenige mit dem Herzinfarkt und nicht er. »Außerdem ist das eine gute Gelegenheit, mal etwas langsamer zu machen.« Und herauszufinden, was sie zu Robin sagen sollte.

»Das ist natürlich etwas anderes. Aber ich brauche wirklich nicht noch jemanden hier, der mich in Watte packt. Das macht Evan schon zur Genüge.«

»Darüber braucht Evan sich jetzt keine Gedanken mehr zu ma-

chen. Das kann er mir überlassen. Dann kann er mehr Zeit zu Hause verbringen. Bei seiner Familie.«

Dan runzelte die Stirn. »Das hier *ist* sein Zuhause, Bethany.«

»Wie meinst du das?«

»Evan wohnt schon seit fünf Jahren hier.«